

*Peter Bause*

**MAN STIRBT DOCH NICHT  
IM DRITTEN AKT!**

*Erinnerungen*

**Das Neue Berlin**

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung  
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,  
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-02123-6

© 2011 Verlag Das Neue Berlin, Berlin  
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung  
eines Fotos von Tom Peschel

Ein Verlagsverzeichnis schicken wir Ihnen gern:  
Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlages Das Neue Berlin  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

*[www.das-neue-berlin.de](http://www.das-neue-berlin.de)*

## *Warum stirbt man nicht im dritten Akt?*

*Weil es sich nicht gehört. Weil es dann erst richtig losgeht mit dem Leben auf der Theaterbühne!*

*»Die deutsche Bühne, auf der seit Lessing unsere deutsche Kunst erblühte, fasste die szenische Wirkung in größeren Gruppen zusammen, welche durch stärkere Einschnitte voneinander getrennt waren.*

*Die Teile des Dramas mussten in fünf getrennten Abschnitten untergebracht werden. Jeder Akt erhielt den Charakter einer geschlossenen Handlung, ein wirksamer Abschluss war wünschenswert. Die Fünfzahl der Akte ist kein Zufall. Schon die römische Bühne hielt auf sie:*

- 1. Akt: Die Einleitung (Exposition)*
- 2. Akt: Die Steigerung*
- 3. Akt: Der Höhepunkt*
- 4. Akt: Die Umkehr*
- 5. Akt: Die Lösung«*

*(Gustav Freytag: Technik des Dramas,  
erschieden 1863 in Leipzig im Verlag Hirzel)*

*Was für eine bombastische Aufgliederung, was für schöne Hinweise! Und das Wunderbare an der Sache – sie stimmt!*

*So, und nun legen wir das auf das Leben des gemeinen Erdenbürgers um.*

*Die Einleitung umfasst den Beginn des Lebens, die Orientierung im Leben, das Andocken an bestimmte Interessensbereiche.*

*Die Steigerung bezeichnet nun das »Fahrt aufnehmen«. Jetzt werden Dinge konkret gemacht, sie werden benutzt, vielleicht*

*auch hier und da gegeneinander ausgespielt. Man fängt an, sich zu profilieren, man kann schon absehen, ob man »was wird« im Leben und im Beruf.*

*Der dritte Akt! Jetzt ist man Amboss oder Hammer. Ab jetzt ist man dabei. Das eigene Wort gilt und hat Gewicht. Man sammelt Freunde, man bestimmt ganze Arbeitsabschnitte. Man ist gesund, hat Gegner und Neider. Das stört alles nicht, denn die bleiben zurück in ihrem Strudel, sie versinken, sie vergehen. Man ist in Form, man stirbt doch nicht im dritten Akt! Es wird gefordert, aufgetrumpft, gütig getan und Wohlwollen versprüht.*

*Umkehr bedeutet auch Einkehr, man hat sich gefunden in irgendeinem Fahrwasser. Jetzt ist die Lebensernte da, und sie wird genüsslich eingefahren. Häuser und Länder werden gekauft, Autos vergrößert. Es geht, nach Lessing, regelmäßig zu. Man kann genießen und auf die anderen schauen, wie sie strampeln, wie sie schwitzen.*

*Die Lösung, das ist das wirkliche Ende. Man sitzt in Vorständen oder in Talkrunden und sagt nun langsam, aber stetig immer dasselbe. Was man selber einmal war, wie man es gemacht hat. Und die Vergangenheit erstrahlt im rosigen, langweiligen Lichte.*

*Jetzt stellen wir die Lebensbetrachtung etwas schärfer ein. Es geht eine Stufe runter, hin zu meinem Schauspielerleben.*

*Als den ersten Akt würde ich die Deutsche Post Magdeburg, die Theaterhochschule Leipzig, das Friedrich-Wolf-Theater Neustrelitz und das Volkstheater Rostock benennen.*

*Der zweite Akt ist die Steigerung des Schauspielerdaseins: meine Jahre am Deutschen Theater Berlin. Durch die Wucht der dort vorhandenen hohen Persönlichkeiten würde ich meine bescheidenen acht Jahre an diesem noblen Haus als doppelt gelebt betrachten. Wechselkurs 1 zu 2 also. Im realen DDR-Leben gab es den damals schon nicht mehr, denn 1 zu 5 war die klassische Schmuggelbörse, bevor der Wechselkurs zum Ende unseres Landes auf 1 zu 10 anstieg. So habe ich es jedenfalls in Erinnerung. Beteiligen konnte ich mich an diesen Obszönitäten des unwürdigen Umtausches nicht, ich hatte ja keinen handwerklichen*

*Beruf und war auch kein Kellner oder Türsteher an einer Bar. Ich war nur Schauspieler.*

*Der dritte Akt, der wirkliche Höhepunkt, das war meine Arbeit am Berliner Ensemble unter Manfred Wekwerth. Das waren meine Fernsehspiele, meine vielen Hörspiele, meine nicht zu zählenden »Hausflurauftritte«, da war die DEFA. Da war das Anerkennen einer guten Arbeit, da war der ausgeprägte Wille, mitgestalten zu wollen.*

*Und da sollte man sterben, nur weil einem das Land verlorenging?*

*Sie kamen, sie sondierten, sie musterten, sie bestimmten, sie schlossen, sie entließen, man wurde als Verlust einfach abgeschrieben. Und vielleicht hatten sie wirklich die Hoffnung, dass man echt stürbe, wie so viele meiner Kollegen, an Kummer, an Krebs, am allgemeinen Versiegen der Lebensfreude.*

*Nein, nein! Diesen Gefallen wollte ich ihnen nicht tun.*

*Gustav Freytag schrieb schon 1863, dass im vierten Akt neue Personen auftreten, die eigene Geschichten und Biografien haben und sich nun einmengen in das Stück. Wenn alles gut läuft, dann ordnen sich diese neuen Rollen den Hauptabläufen unter. Ich war im beginnenden vierten Akt, vor zwanzig Jahren, knapp unter Fünfzig. Nichts war da mit einem geruhsamen Lebensernteeinfahrvergnügen. Ich musste, wie Millionen Menschen in anderen Berufen neben mir, einfach wieder von vorn anfangen.*

*Geh aus, mein Herz, und suche Freud!*

*Die satten Erntefeste in einem bestimmten Alter hatte ich bei meinen älteren Kollegen oft beobachtet und fühlte mich nicht inspiriert davon. Ich wollte nie mit Bräsigkeit meine Erfolge zementieren, das hatte ich mir schon als junger Mensch vorgenommen. Und nun wurde ich plötzlich durch die Zeitläufte einfach dazu gezwungen.*

*Ich war mir nicht zu fein, auf Tournee zu gehen, es machte mir nichts aus, nach 600 Kilometern im Auto abends noch den Azdak zu spielen oder den Puntilla, den Richard Strauss, den Berlichingen, den Schuster Voigt, den General Harras, Faust, ach, was weiß ich noch alles. Mit diesem Einsatz, mit dieser*

*Freude, mit unserem Können haben wir unsere neuen Kollegen aus den alten Ländern sehr erstaunt.*

*Das schreibe ich alles ohne Bitterkeit. Die gesellschaftlichen Umstände haben mich im Moment des Genießenwollens einfach weitergetrieben. Und es war gut so.*

*Der berühmte fünfte Akt, die Lösung vom Schaffen und Machen, das Labern über die vergangene Zeit, der wird noch zu warten haben.*

*Lebenswichtig war es, den dritten Akt zu überstehen, zu meistern, sich darin zu profilieren. Und nun lebt es sich fantastisch, aufmerksam, fröhlich im vierten Akt, und vielleicht lasse ich den fünften Akt einfach aus.*

*Ich nehme Sie jetzt einfach mit in mein Hin und Her des Lebens. Ich folge keiner Chronologie, in der Sie die ersten vierzig Seiten überspringen können. Ich habe mir gesagt, wie es kommt, so kommt es, alles hatte seine Zeit und seinen Raum.*

*»Na, dann kommen Sie mal hier lang und schön zusammenbleiben bitte, damit ich nicht alles wiederholen muss. Und der Letzte der Gruppe macht das Licht aus!«, sprach der Bergführer der Hermannshöhle im Harz. Meine damals noch kleine Tochter Maria war die Letzte. Sie riss erschrocken ihre Augen auf, lief zur Spitze der Besuchergruppe, denn da stand ihre um ein Jahr ältere Schwester Anna.*

*Also, wer machte das Licht aus?*

*Ich!*

## *Ein Kindheitstraum geht in Erfüllung und endet abrupt*

»Trude«, rief Onkel Wilhelm mit schon etwas angeschwankter Stimme, »einen Eimer Wasser!«

Wenn Onkel Wilhelm diese Forderung ohne ein »bitte« davor oder danach aussprach, dann war es so weit. Und es war immer dasselbe mit denselben Personen, die erst der Tod trennte. Ein Schauspiel, von mir bestaunt in Magdeburg, in der Annastraße 37. Es war auch der sich immer wiederholende Anlass: Weihnachten, Geburtstag meiner Mutter, Geburtstag meiner Oma. Da kamen die Brüder und die Schwester meiner Oma mit der Straßenbahn angefahren aus den Stadtteilen Cracau und Neue Neustadt, die Wohnung füllte sich, man redete, man sang. Man trank die kleinen braunen Schnäpse, manchmal auch in der Farbe Grün, und aß den Blechkuchen, der als Teig am frühen Morgen zum Bäcker Schell gebracht und neben dem Brutofen zum echten Kuchen wurde. Wichtig an diesem Blechkuchen war die schmale Pappe, auf der der Kuchenbesitzernamen stand. Die Pappe brannte sich meist in den Teig und konnte mitgegessen werden. Die Pappe war wichtig, denn viele Frauen und Kinder brachten ihre Blechkuchen am frühen Morgen zu Schell, und man wollte ja den eigenen wiederbekommen. Es waren die schönen, armen fünfziger Jahre. Vielleicht waren sie auch nicht schön, ich weiß es nicht, denn für ein Kind ist jede Zeit schön. Aber so richtig schön wurde es, wenn Onkel Wilhelm den oben zitierten Satz ausrief.

Meine zierliche, echt rothaarige Mutter brachte den Eimer Wasser, und Onkel Wilhelm holte leicht schwankend seine B-Trompete von der Flurgarderobe. Diese Trompete hatte er schon bei der Ankunft bespielt, unten auf dem Hof.

Die Mieter schauten aus den Fenstern, und einmal bekam Onkel Wilhelm sogar eingewickelte Münzen zugeworfen. Das verbitterte ihn, denn er war ja kein Straßenmusikant, sondern Stabstrompeter im Ersten Weltkrieg gewesen, Militärmusiker eben. Viel musste er nach Kriegsbeginn nicht mehr blasen, denn ziemlich schnell wurde aus dem Hurra-Krieg ein Stellungskrieg, und Onkel Wilhelm konnte sich schonen. So blieb ihm das Morgensignal, das Achtungssignal, na, was es so gab und schnell abgeblasen war. Bei Gasverdacht musste er nicht blasen, da schlug man hämmernd an eine Eisenschiene.

Heinrich, der Mann meiner Oma, also der Vater meiner Mutter, wurde am dritten Kriegstag von einer französischen Granate zerrissen. Aber Onkel Wilhelm saß mit seiner Trompete in einem Stabsquartier in Frankreich und wurde deshalb von Onkel Ernst zutiefst verachtet, denn Onkel Ernst war U-Bootfahrer in diesem Krieg der kaiserlichen Verwandten. Kriegselite also. Onkel Ernst kam aus Aschersleben rüber und erzählte mir immer und immer wieder die Geschichte, wie er wegen Krankheit an Land bleiben musste und genau auf dieser Feindfahrt ohne ihn »sein« Boot vernichtet wurde. Mit offenem Mund stand der kleine, echt rothaarige Peter bewundernd vor ihm. Und gerade als U-Bootfahrer konnte Onkel Ernst der folgenden Darbietung von Onkel Wilhelm nichts abgewinnen, denn jetzt kam »Der Untergang der Titanic«. Bis zu seinem Tode war Onkel Wilhelm fest davon überzeugt, dass die Schiffskapelle dieses Dampfers gespielt hatte »Bis hierher hat uns Gott gebracht in seiner großen Güte ...!« Was nachweislich nicht stimmt. Er war aber von seinem Irrglauben nicht abzubringen.

Tausend Jahre später habe ich über zweihundert Mal den Schuster Voigt im »Hauptmann von Köpenick« gespielt. Da gibt es die berühmte Gefängniszene, in der gezeigt wird, wie man in einem Zuchthaus den Tag des Sieges von Sedan feiert. In der Szene, die mit einem Gottesdienst beginnt, wird dieses Lied von Ämelie Juliane Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt gesungen. Und über zweihundert Mal war

Onkel Wilhelms Irrtum mit mir auf der Bühne und trompetete im Geiste neben mir.

Aber damals, an den Geburts- und anderen Feiertagen, stand er vor dem Wassereimer, begann dieses Lied zu blasen und tauchte dabei seine Trompete in den Eimer. Ich weiß nur noch, dass man die liebliche Melodie nicht mehr hörte. Dafür blubberte es furchterregend. Das Geräusch kannte Onkel Ernst als U-Boot-Matrose ganz genau, und Onkel Wilhelm hatte einen solch leuchtend roten Kopf vor Anstrengung, dass man damit über jede Stromsperre gekommen wäre. Unvergesslich alles! Und wunderschön – in der Erinnerung.

Angesichts dieses hehren Musikerbeispiels in der eigenen Familie habe ich versucht, mir die edle Kunst des Trompetens anzueignen. Meine Mutter kaufte in einem dunklen Laden eine nagelneue B-Trompete, und ich ging stolz zum Unterricht. Mein Lehrer war Onkel Wilhelm, und ich scheiterte vollkommen. Onkel Wilhelm konnte mir nicht vermitteln, dass man Töne üben muss, immer wieder, um sie später zu einer Melodie zusammenfügen zu können. Ich hatte einen ziemlich guten Ansatz, wie ich von mir behauptete, aber verwechselte so häufig die drei Ventile, dass der ehemalige Stabstrompeter mir dauernd auf die Finger schlug. Da beendete ich meine Besuche und Versuche, und meine arme Mutter sollte das Ding verkaufen. Das muss ihr gelungen sein, denn ich habe es nie wieder gesehen.

Das war mein zweiter Versuch, mich musisch auszudrücken.

Ein paar Jahre zuvor scheiterte ich als eleganter Mandolinspieler. Die Mandoline, als Instrument an sich, war eine Zeitlang ein beliebter und gern gesehener Wegbegleiter. Sie hatte sich in der Wanderbewegung etabliert, und auch ich sah mich wandern. Die Mandoline vor der Brust, die bunten Bänder am Mandolinenhals, Lederhose an ... Aber auch dieses harmlose, freundliche Instrument begriff ich nicht, wie Jahre später nicht die drei Ventile der Trompete. Ich begriff es nicht, griff am Hals daneben, meine Mandolinenlehrerin,

eine kinderlose ältere Dame, schlug mir auf die Hände – wie Jahre später Onkel Wilhelm –, und ich flehte weinend meine Mutter an, mich von diesem Joch zu befreien.

Das tat sie und verscheuerte die Mandoline.

Das war wichtig in den schönen, armen fünfziger Jahren, dass man alles wieder verkaufen konnte. Einer fand sich immer, der was brauchte, und ich hätte nie gedacht, dass man das später über das Internet intensiv betreiben kann. Also ich nicht, aber meine Töchter Anna und Maria.

Doch, doch wenn ich mich so erinnere, dann war meine Mutter auf der Höhe, trotz ihrer schweren Herzkrankheit. Sie achtete darauf, dass es nicht eingleisig lief, daher die Mandoline, daher die Trompete, daher das Schulanrecht für das Stadttheater und daher die Bücher.

Bücher! Das war die Entdeckung meiner Mutter für mich, und damit war ich hochzufrieden. Dafür bin ich meiner Mutter dankbar, die durch die Herzkrankheit keine Arbeit aufnehmen konnte. Sie verkörperte das, was die letzte Position unter Menschen in der schönen DDR war: Invalidenrentnerin.

Meine ganze Kindheit war geprägt von Armut, was nicht weiter auffiel, denn es waren alle arm. Außer Herrn Gerboth aus dem Vorderhaus, Parterre. Der machte in Bohnerwachs und trug damals schon einen Ledermantel. Später kam noch ein Opel P4 dazu, und wenn der gewaschen wurde, standen wir Kinder stundenlang daneben und warteten voller Sehnsucht, einmal eine kleine Runde um die Häuser mitgenommen zu werden. Ab und zu wurde der Wunsch erfüllt, es hing davon ab, welcher Knecht von Bohnerwachs-Gerboth am Waschen war. Die Bohnerwachsfamilie zog bald aus der Wohnung in bessere Viertel. Damit verschwand der Glanz von Reichtum aus unserer Straße in Magdeburg.

Wir hatten ewig und immer Geldsorgen. Aber meine Mutter hat alles gemeistert, wie fast alle Mütter dieser Zeit. Und darum gehört meine Verehrung und Achtung diesen Frauen. Was haben die alles durchmachen müssen. Neben den täglichen Überlebenssorgen kämpfte meine Mutter ver-

geblich um die wenigen Alimentezahlungen, die keiner zahlte. Weder mein Erzeuger, der Franz hieß, noch der Erzeuger meiner Schwester Sonja, der ebenfalls Franz hieß. Vorbei alles! Die Bewunderung für meine Mutter bleibt, die dann schon mit sechsundsechzig Jahren gestorben ist.

Damals trieb mich die Liebe zu den Büchern in die Stadtbibliothek Magdeburg, genauer gesagt in die Zweigstelle Stadtfeld. Dort wurden Kinder gesucht, die helfend den Damen an der Ausleihe zur Seite standen. Die besprachen mit dem Besucher anhand von Karteikarten seine Buchwünsche, und wenn es ging, wurde der Buchwunsch erfüllt. Ich bekam die Karteibuchkarte und lief nach hinten in das Lager, um das Buch zu holen. Das machte mir Spaß, und ich wünschte immer, dass keine Besucher kommen sollten, damit ich hinten im Lager in aller Ruhe lesen konnte. Später las ich eigentlich nur noch und vergaß durch die Welt der Bücher meine eigentliche Aufgabe. Jedenfalls kommt aus dieser Kinderzeit meine Freude an Büchern und meine Hochachtung allen gegenüber, die was geschrieben haben.

Durch die Bücher und durch das Radio wurde die Fantasie ungemein angeregt. Das wird jedem so ergangen sein, aber es kommt ja darauf an, ob man seine Kindheit in sich behält oder schnöde zur Seite legt. Nein, mir gefiel alles, und das Radio lief eigentlich immer. »Bastei« nannte der Kasten sich und hatte das berühmte »Magische Auge«. Das war faszinierend, und aus dem Lautsprecher tönnten die schönen, ausgebildeten Stimmen. Wie sie sprachen und sangen, die Nachrichten, die spannenden Übertragungen aus dem Bundestag, die Nachmittagsendungen aus Niedersachsen, die Wasserstandsmeldungen, das war alles so freundlich, so verbindlich, so bedächtig, so klug. Und dann Radio Luxemburg mit Camillo Felgen! Was habe ich diesen Mann und seine Stimme verehrt. Und er konnte so überzeugend seine Werbung machen, dieses »... und da schaue ich wieder auf meine Bifora-Uhr und es ist 16 Uhr 12!« Man musste sich regelrecht zwingen, nicht gleich loszulaufen, um diese Uhr zu kaufen, die es in der DDR gar nicht gab.